

Katholiken, die noch stark in örtliche Gemeinden integriert sind, auf eine komplexere Kirchengestalt hinauswollen. Aus der Erfahrung bestimmter „Enttäuschungen“ mit ihrer Umwelt haben Lernprozesse eingesetzt. Diese Katholiken haben erfahren, daß sie ihrer immer komplexer werdenden Umwelt mit einem differenzierteren Verhalten begegnen müssen als bisher, wenn sie nicht andauernd in Konflikte geraten wollen, zu deren Bewältigung hinreichende und vertretbare Argumente fehlen. Dabei erweisen sich die bisher kirchlicherseits erteilten Verhaltensnormen und Denkmöglichkeiten als ungenügend, und man drängt, ohne eigentlich zentrale Glaubenssätze aufzugeben, auf ein offeneres und mobileres soziales System Kirche. Alles, was diese Öffnung verhindert, wird folglich in Frage gestellt. All zu starre Barrieren nach „außen“, die ein komplexes und differenziertes Verhalten nicht zulassen, möchte man abbauen, weil sie vor der tatsächlichen „Aussetzung“ nicht mehr schützen. Die Kirche der Zukunft, die selbst nur eine Minderheit in dieser Gesellschaft sein wird, besteht, auch was die Einstellung zu vielen kontroversen Fragen angeht, selbst aus Minderheiten. Man wird lernen müssen, ihre Bedeutung, aber auch ihre Bedingtheiten neu zu sehen und zu werten. Nur ein starres Konzept von „Einheit“, das mehr von Einheitlichkeit und Formierung als von Vielfältigkeit und Information ausgeht, kann sich dadurch gefährdet sehen. Die Rede von der schweigenden Mehrheit oder ähnliche Formeln gehen an der Realität vorbei. Sie sagen nichts über die tatsächlichen Verhältnisse, aber sehr wohl etwas über die Wünsche derer, die diese Worte immer wieder gebrauchen.

## Hannjürg Neundorfer

### Arbeit, Arbeiter und Kirche

Erfahrungen eines  
in der Fabrik  
arbeitenden Priesters

*Der Verfasser des folgenden Beitrages arbeitet seit seiner Beurlaubung durch den Erzbischof von Bamberg im August 1969 in einem Nürnberger Großbetrieb als Transformatorenwickler. Seit Sommer 1971 ist er verantwortlicher Seelsorger einer Expositur im Stadtgebiet von Nürnberg, lebt aber weiter als Arbeiter und verzichtet auf Besoldung durch den Bischof. Im folgenden Beitrag faßt Neundorfer seine nunmehr zweijährige Erfahrung unter Arbeitern zusammen. Längere Abschnitte dieses Beitrages finden sich auch in dem soeben im Matthias-Grünwald-Verlag erschienenen „Tagebuch eines Arbeiterpriesters“ (S. 94–98), in dem Neundorfer seine von August 1969 bis November 1970 gemachten alltäglichen Erfahrungen festhält und reflektiert.* red



Obwohl fast 50 Prozent der Erwerbstätigen in der Bundesrepublik Deutschland Arbeiter sind, ist die Arbeiterschaft im politischen wie im kulturellen und kirchlichen Bereich noch kaum emanzipiert. Sie entscheidet nicht, es wird für sie und über sie entschieden. Abhängigkeit und Unselbständigkeit bleiben. Frustrationen aus alltäglichen Erfahrungen von Unterdrückung werden durch „Brot und Spiele“ kompensiert.

Viele Priester bemühen sich, durch ihren Dienst an den Arbeitern, durch Besuche, Gespräche und Versammlungen das Milieu dieser Menschen kennenzulernen. Es handelt sich dabei aber um eine Kenntnis, die wir lediglich als beobachtende Besucher gewinnen, als Gesprächspartner, die selbst aus einem anderen Milieu kommen. Wenn man sich einmal ganz in das Milieu hineinbegibt und Arbeiter unter Arbeitern wird, sehen manche Dinge etwas anders aus.

### 1. Die Arbeit als grundlegende Formung des Menschen

Die Arbeit hat für diese Menschen eine grundlegende Bedeutung für ihre gesamte Formung. In der Werkstatt einer Fabrik muß mit Sorgfalt gearbeitet werden. Die saubere Arbeit wird zwar durch den Akkorddruck behindert, doch wird auch bei den größten Apparaten millimetergenau gearbeitet. Diese genaue Arbeit formt den Menschen, befriedigt und belastet ihn. Auch wenn das Interesse des einzelnen am Produkt nicht immer da ist, wird wenigstens der Versuch perfekter Arbeit gemacht und dafür die Anerkennung erwartet. Durch die Arbeit an einem Stück, die in ständiger Wiederholung ausgeführt wird, entwickelt sich eine Beziehung zum Detail, zum Kleinen, zum Einzelnen. Das Einzelstück nimmt die ganze Aufmerksamkeit gefangen, verbraucht die Nervenkräfte und Körperkraft. Man freut sich, wenn man das Einzelstück oder die Serie gemeistert hat.

Die Kehrseite dieses an der Materie geformten Selbstbewußtseins ist eine mangelnde Kenntnis der Zusammenhänge. Es gibt wohl nur wenige Wickler, die die Stärke der von ihnen gewickelten Trafos kennen. Man hat nur herzustellen und erwartet dazu genaue Anweisungen eines Verantwortlichen. Zugleich fühlt man sich als Nichtverantwortlicher gedemütigt: Man stößt immer auf seine Grenzen, die einem von Menschen und von der Materie gesetzt werden. Parallel dazu laufen mangelnde Kenntnisse auf anderen Gebieten, wie Wirtschaft, Politik, oder mangelnde Schreibfertigkeit. In den Gesprächen werden deshalb weniger Grundsatzfragen erörtert, als vielmehr Einzelbegebenheiten, Erlebnisse. Die Stärke besteht im Detail. Die Sprache ist drastisch und konkret. Die Lebensform des Arbeiters ist das Gespräch, nicht der Monolog, dem man zuhört.

Der Eindruck der Hilflosigkeit könnte durch Fortbildung



der Arbeiter sicher abgebaut werden, und das Selbstbewußtsein und die Beziehung zu Menschen anderer Ausbildungsstufen könnten dadurch verbessert werden. Aber bisher fehlt eine betriebliche Fortbildung noch weithin.

Der manchmal starke körperliche Kontakt bei der Arbeit sowie das ständige Sich-Einstellen auf die Arbeitsweise und die Eigenheiten des anderen bewirken eine selbstverständliche Zusammengehörigkeit und Hilfsbereitschaft, die noch dadurch verstärkt wird, daß es viele Arbeiten gibt, bei denen man ohne Hilfe nicht zurechtkommt. Die nötige Hilfe wird immer gegeben, häufig ungebeten und ohne Dank. Aus dieser ständigen Verwiesenheit auf seine eigenen Grenzen und auf den anderen, aus der Belastung, ohne Verantwortung arbeiten zu müssen, sowie aus der Aussicht, dies bis ins Alter durchstehen zu müssen, erwächst eine starke Solidarität untereinander.

Die Grundeinstellung dieser Menschen wird oft wörtlich so ausgedrückt: „Wir gehören zu den Kleinen; wir sind in der Hand von denen ‚oben‘“. „Oben“ sind alle, die über einen verfügen können, die einem Anweisungen geben, oder die wenigstens frei von den Belastungen durch den direkten Kontakt mit der Materie sind. „Die Oben“ sind nicht nur im Betrieb, sondern in den Institutionen und Vereinigungen ebenso zu finden.

Die Solidarität der „Kleinen“ schließt diejenigen aus dem eigenen Leben aus, die zur führenden Schicht gerechnet werden.

## 2. Eine eigene Kultur der Arbeiter

Die für den Arbeiter typische Art der Verbundenheit mit dem Stoff, dem zu bearbeitenden Material, und die durch den Mangel an Verantwortung und Kenntnissen entstandene Solidarität der „Kleinen“ haben zu einer eigenen Kultur des Arbeiters geführt, einer Kultur freilich, die in den Augen christlich-abendländischer Bildungskonformisten nur als depraviert angesehen wird. Für sie ist der Arbeiter kulturlos, wenn er Beethoven und Mozart – und wie sie alle heißen mögen – nicht kennt, wenn er mit Schiller und Hölderlin nichts anfangen kann und lieber Millowitsch statt Faßbinder sieht.

Wenn aber Kultur die Gesamtheit typischer Lebensformen einer Bevölkerungsgruppe einschließlich der sie tragenden geistigen Verfassung meint, dann gibt es die Kultur des Arbeiters, eine eigenständige Kultur, deren wichtigstes Postulat vielleicht heißt: „Die Kohlen müssen stimmen.“ Handfester Materialismus? Billige Vordergründigkeit? Vordergründiger naiver Pragmatismus? – Mag sein. Wer sich aber mit dieser Antwort, die keine Antwort ist, begnügt, zeigt nur,



daß er sich mit den Problemen des Arbeiters in unserer Gesellschaft noch kaum auseinandergesetzt hat. „Die Kohlen müssen stimmen“ — das kann ein Ausdruck des Hoffens auf Gerechtigkeit sein, der Versuch, eine Überzeugung zu artikulieren, die sich nicht mit Bestehendem abfindet. Anders als die des sogenannten Bildungsbürgertums.

### 3. Zeichen der Gegenwart des Heils

In der Schrift wird gesagt: Gott wohnt in seinem Volk, er hilft, er ist Vater — Gott ist die Liebe. So kann man sagen: Gott lebt in den Beziehungen der Menschen, die mit „Liebe“ zu umschreiben sind. In der Werkstatt gibt es solche Beziehungen. Also ist Gott dort gegenwärtig.

Diesen Schluß wird kaum ein Arbeiter ziehen; darauf angesprochen, wird er darüber lachen, mich vielleicht auch für verrückt erklären. Gott — das ist Jenseits, unreal, ungreifbar, sorglos zuschauender alter Mann, verbal Vater, aber ohne solche Erfahrung. Gott in der Werkstatt? Es bleibt wahr: Hier helfen Menschen einander, passen sich einander an, beraten sich, leihen aus, machen Späße, interessieren sich füreinander. Das wird als selbstverständliche Hilfe angesehen, die man einfach entgegennimmt und gibt, das gehört zur Lebensart.

In dieser Liebe ist Gott gegenwärtig.

Wenn Gott in der Werkstatt ist, geschieht dort Heil und Erlösung. Erlösung von Hilflosigkeit, Isolierung, von Erniedrigung, Demütigung und Unmündigkeit. „Schau, daß du bald wieder zu uns kommst“ (wenn ein Arbeiter in eine andere Halle versetzt wird); „frag mich, wenn du dich nicht auskennst“. Durch Interesse und Hilfeleistung wird ein Arbeiter von seinesgleichen anerkannt und angenommen. Und einen Menschen annehmen — und angenommen werden —, darin verbirgt sich doch Befreiung, geschieht im tiefsten Erlösung.

Arbeit ist Mitwirkung mit Gott, der Leben schafft. Arbeit darf nicht herablassend als „freilich auch gut“ bezeichnet werden. Sie ist Mitarbeit mit dem Schöpfer, Mitschöpfung, Aufhebung der Trennung von Menschen untereinander, Herstellung von Schönheit, auch wenn sie in einer Maschine verborgen wird, nur für Augenblicke vorgezeigt werden kann und eine Ahnung von Glück erfahrbar macht. Die Arbeit wird unter Aufbietung aller Kräfte geleistet, sie ist ein Stück unwiederholbares Leben eines Menschen, der Mitarbeiter Gottes ist. Die Leute wissen das gewöhnlich nicht. Aber sie leben danach, auch wenn sie es nicht artikulieren. Es ist eine Aufgabe der Kirche, diese Werte sichtbar zu machen.

Jesus spricht oftmals von den „Kleinen“. Er gehörte zu



ihnen. Er sagt: „Selig die Armen. Weh euch Reichen.“ Er erregte dadurch Anstoß, daß er sich mit den Leuten „gemein“ machte, er gehörte zu ihnen und aß mit ihnen. Das war ein Akt der Solidarität mit den Menschen. Diese Solidarität rettet die Menschen. Jesu Jünger trafen sich zu einem Mahl, aßen von einem Teller, tranken aus einem Becher. Möglicherweise war die frühe Kirche so erfolgreich in ihrer Ausbreitung, weil sie auf die Lebensart der einfachen Leute eingestellt war. Sie brauchte nur zu entdecken, was im Volk — welche nationalen Sitten es auch hatte — schon vorhanden war.

In der Werkstatt besteht zwar ein Einverständnis der Christen untereinander, soweit sie sich kennen, aber es wird kaum davon gesprochen. Die Sprache des Arbeiters ist im allgemeinen unbeholfen, verstümmelt, ungeschickt, schwerfällig; es gibt aber eine reiche Skala von Zeichen, mit denen man sich ausdrücken kann. Die Umgangssprache ist nicht geeignet, über Glauben direkt zu sprechen, die entsprechenden Worte fehlen. Die Arbeiter stehen noch zu unmittelbar unter dem Eindruck religiöser Sondersprache, wie sie Sonntag für Sonntag von den Kanzeln zu hören ist. Wie könnten sie über diese Inhalte anders sprechen, in ihrer Sprache? Die spiritualistische Weltsicht, die etwa sagt: „Dieses Leben ist ein Durchgang zum eigentlichen Leben, das nachher kommt“, kann der Arbeiter, den ich kenne, nicht nachvollziehen. Es ist Aufgabe eines Christen, glaubwürdig vorzuleben, wie in dieser Welt Gottes Heil gegenwärtig ist, wie der Mensch in diesem Leben Erfüllung findet. Die Leute erwarten nicht die Wiederkunft Christi, sondern: diese Welt hier muß besser gemacht werden, oder sie resignieren. Diese aktive Weltsicht scheint ein Ansatzpunkt für die Frohe Botschaft bei den Arbeitern in der Werkstatt zu sein. Dem Geist und der Tradition gegenüber scheint die Arbeiterkultur respektlos zu sein, dem Menschen und der Welt gegenüber ist sie es nicht.

#### 4. Erwartungen an die Kirche

Die Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, sind überwiegend konservativ. Sie erwarten, daß die Kirche für Ruhe und Ordnung sorgt. Sie erwarten einen ethischen Verhaltenskodex, der ihnen verantwortliche Entscheidungen abnimmt. Sie haben es in der Fabrik gelernt, Entscheidung und Verantwortung anderen zu überlassen, solchen, die es besser wissen müssen. Der „Priester“ ist ein Fachmann für Verhaltensfragen. Obwohl er unglauwbüdig ist — jedenfalls für viele —, will man auf den Normenkatalog nicht verzichten. Sie erwarten, daß die Kirche eine Hilfe für die gesellschaftlich Schwachen ist. Vielleicht sind das Gründe,



Ruhender Pol —  
Kämpferin  
für Gerechtigkeit

warum so wenige Arbeiter aus der Kirche austreten, obwohl sie am Gottesdienst nicht teilnehmen und sie auch sonst kirchliches Leben kaum interessiert.

Manchem und manchmal erscheint es als Schizophrenie. Man erwartet von der Kirche, sie solle ein Garant für Sicherheit und Ordnung sein, ein ruhender Pol in den unüberschaubaren Wirren der Zeit; wenn man auch selbst nicht „kirchlich“ ist, sich nicht zur Kirche rechnet, so gesteht man ihr doch diese Funktion zu. Auf der anderen Seite sieht man die soziale Ungleichheit, die Ungerechtigkeit unseres Gesellschafts- und Wirtschaftssystems, sieht Unterdrückung, Not, Verleumdung, Abhängigkeit, Unfreiheit, Unmenschlichkeit kleinen, aber ebenso großen Stils, individuell verschuldet, aber ebenso auch systembedingt, unausweichlich, von den Herrschenden gestützt. Und da erwartet man von der Kirche Stellungnahme, eindeutig, kompromißlos, gegen alles Unrecht, gegen diese Unordnung. Die Kirche sollte diese Erwartungen sehen, sie sollte beide ernst nehmen. Aber sie müßte ihr Verhalten orientieren an ihrer Aufgabe, die ihr von Jesus her zukommt. Und das heißt sicher nicht: Beruhigung, Stabilisierung, Sicherheit, sondern Unruhe, Veränderung, Wagnis, Suche nach Gerechtigkeit, Kampf gegen Armut. Ihr Einsatz könnte den Arbeiter überzeugen, seine widersprüchlichen Erwartungen überwinden helfen, seine Ablehnung der Kirche in Frage stellen. Ein Grund für die Ablehnung der Kirche ist sicher auch die Tatsache, daß unsere Versammlungen, unsere Umgangsformen den Arbeitern nicht entsprechen. Bei der großen Zahl der Arbeiter in unserem Volk könnte man auch sagen: Nicht die Arbeiter haben sich von der Kirche abgewendet, sondern die Kirche hat eine andere Lebensweise als das Volk und hat sich dadurch von ihm entfremdet.

Der Maßstab, der an aktive, sogenannte praktizierende Christen angelegt wird, ist äußerst scharf. Das zeigt doch, daß die Worte und das Leben Jesu durchaus ernst genommen werden. Ein Mensch, eine Kirche oder eine Partei, die sich christlich nennen, dürfen sich keine Gemeinheiten erlauben.

Wenn Arbeiter in leitende Positionen aufsteigen und die Kultur der Arbeiter gegen eine bürgerliche eintauschen, werden sie nicht mehr anerkannt. Das trifft auch für die Repräsentanten der Arbeiter in Kirchenleitungen zu. Erst und nur, wenn solche Leute die Kultur und Lebensart der Arbeiter beibehalten und bejahen, werden sich die Umgangsformen in unseren Gottesdiensten, in den Pfarrbüros und Versammlungen so ändern können, daß auch die Arbeiter sich dort zu Hause fühlen.



In der Arbeiterschaft, bei den sogenannten kleinen Leuten, liegen Schätze vergraben, die die Kirche aufdecken muß. Die ganze fürsorgliche Arbeit, die wir bisher geleistet haben und in immer wachsendem Maße erbringen, ist notwendig, wird erwartet, wird auch nicht abgewertet. Aber Fürsorge allein genügt nicht. Almosen sind gut, Teilen ist besser, ja, ist geradezu notwendig. Christlicher Glaube ist nur sinnvoll, wenn er Klassen abbaut, Rangunterschiede nicht kennt, Menschen aus Abhängigkeit emanzipiert, gegenüber jeder Verfestigung von Gesellschafts- und Wirtschaftssystemen kritischen Widerspruch erhebt, wenn er die „permanente Revolution“ unterstützt, die sich nie mit Bestehendem zufrieden gibt. Es bleibt die Frage — und im Leben mit den Arbeitern könnte für einen Teilbereich eine Antwort gefunden werden —, ob nicht Partner der Kirche in diesem Bemühen gerade jene sind, die — vielleicht utopisch, aber gerade deshalb mit überzeugendem Einsatz und unermüdlicher Kraft — für einen Sozialismus plädieren, der etwas von dem erfahrbar machen könnte, was Christen das Heil der Menschen nennen.

Es gehört zum Heil der Menschen, Brüder und Schwestern zu haben, die sie kennen und die mit ihnen leben. Wenn sich die Kirche mit aller Kraft darauf einläßt, kann sie nur gewinnen.

Norbert  
Greinacher

## Die Gemeinde zwischen Privatheit und Öffentlichkeit

Der Ort der Kirche  
in der urbanisierten  
Gesellschaft

1. Die Polarisierung der  
urbanisierten  
Gesellschaft  
durch Privatheit und  
Öffentlichkeit

Es geht uns hier um die Frage, wo der soziologische Ort der kirchlichen Gemeinden in einer urbanisierten Gesellschaft ist. Die im folgenden vertretene und erläuterte These lautet:

Die kirchliche Gemeinde muß im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit gesehen werden.

Die urbanisierte Gesellschaft ist kein geschlossenes soziales System, in das alle Mitglieder vollständig integriert sind, sondern sie ist gekennzeichnet durch eine starke Polarität und Wechselbeziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre\*. In der Stadt kann jeder mit jedem Kontakt aufnehmen; die Stadt ist also nur unvollständig integriert und ermöglicht dadurch so etwas wie Öffentlichkeit, indem durch spezifische Stilisierungen des Verhaltens trotz eingeschränkter Integration Kommunikation und Arrangement

\* Vgl. H. P. Bahrdt, Die moderne Großstadt, Hamburg 1961 und J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied 1962.